

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338426](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338426)

# Erinnerungen an Karl Roos

Von Paul Schall, Straßburg

Ich machte die Bekanntschaft des „Doktors“, wie er in unserer Bewegung stets genannt wurde, 1925, einige Monate nach der Gründung der „Zukunft“, die als Ausgangspunkt des eigentlichen Heimatrechtskampfes zu betrachten ist. Karl Roos kam zu mir in Begleitung eines gemeinsamen Bekannten und erbot sich, einige Aufsätze über die Sprachenfrage zu schreiben, wie er hinzufügte „um den Franzosen endlich einmal den Star zu stechen“. Die Aufsätze sind nachher von grundlegender Bedeutung geworden. Er hatte zwar vorher schon in der Arbeiterpresse durch seinen Freund Karl Hueber Aufsätze über Sprachenfrage und andere Fragen untergebracht, die nicht unbeachtet geblieben waren, aber in dem neuen erfolgreichen Blatte, von dem alle Welt sprach, bedeutete die Roos'sche Beweisführung eine wahre Sensation. Er wies, was in jenen Zeiten als außerordentlich kühn galt, nach, daß die elsässische Mundart nicht nur deutsch ist wie jede andere des deutschen Sprachgebiets, sondern auch der hochdeutschen Schriftsprache besonders nahesteht. Eine seiner Lieblingsthemen war ja die, daß eine unmittelbare Verwandtschaft der oberrheinischen Mundart mit dem Hochdeutschen bestehe. Er wußte, wenn er einmal Zeit dazu fand, im Freundeskreis ein ganzes Arsenal von Argumenten aufzubieten, um darzulegen, daß die deutsche Schriftsprache nicht so sehr aus der Kanzleisprache Sachsens, als aus der Diskussionssprache der rheinischen Städte, der das Straßburgische zugrunde lag, entstanden sei. Die Muttersprache ist immer sein Lieblingsthema gewesen.

\*

Vom Tage unseres Bekanntwerdens an stand ich als der zweite Vorsitzende der Partei mit Roos dauernd in dem Verhältnis eines nächsten Mitarbeiters. Im Oktober 1928 fuhr ich mit Freund Hauß in die Schweiz, um Roos aufzusuchen. Er hatte sich dem Zugriff der französischen Polizei entzogen, weil ausgemacht war, daß einer vom Ausland her die Verteidigung der Verhafteten übernehmen müsse. Im Dezember 1927 hatten die Verhaftungen, von Poincaré selbst befohlen, eingesetzt; mit der Festnahme des früheren Landtagspräsidenten Dr. Eugen Ricklin, die im März 1928 erfolgte, waren sie erst zum Schluß gekommen. Der Kolmarer Prozeß, der am 1. Mai 1928 begann, wurde zu einer, den Franzosen höchst unangenehmen Sensation, die weit über die Grenzen des Elsaß hinaus-

wirkte. Im Abwesenheitsverfahren war Karl Roos zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt worden, und die Franzosen hatten durchblicken lassen, daß sie einem Flüchtigen gegenüber, wenn er zurückkäme, nicht so milde verfahren würden wie im ersten Prozeß, der zu einem Urteil zu einem Jahr Gefängnis und fünf Jahren Verbannung abschloß.

Als wir zu Roos nach Basel kamen, trafen wir ihn sehr bedrückt davon, daß er in diesen ganzen, großen Monaten nichts anderes hatte tun können, „als ein Büchlein zu schreiben“. Er meinte damit die treffsichere Broschüre gegen die französische Gewaltpolizei, die er von der Schweiz aus veröffentlicht hatte und die ein Teil der von ihm geleiteten umfangreichen und wirkungsvollen Vertiefungsarbeit war.

Unserer Anregung, nunmehr zurückzukehren, kam er zuvor. Er sagte: „Selbstverständlich will ich wieder ins Elsaß zurück. Wenn glaubt, daß der Augenblick richtig ist, fahre ich schon morgen. Aber eines will euch sagen: an der Grenze lasse ich mich nicht abschnappen. Ich will mich aus freien Stücken der französischen Justiz stellen.“

Roos kehrte also zurück. Bei Nacht und Nebel ging er mit Hauß über die Schweizer Grenze; ich war nach Straßburg zurückgekehrt, um dort bei der Vorbereitung des großen Schlags, den wir führen wollten, mitzuhelfen. Am 9. November — ganz unabsichtlich war der Tag gewählt worden — fand eine große Kundgebung im Sängerhaus statt, bei der Roos sprechen sollte. Angekündigt wurde dies nicht, aber die französische Polizei hatte doch Lunte gerochen und das ganze Haus umstellt sowie ihre sämtlichen Spitzeln in den Saal geschickt. Verschiedene Führer der Heimbewegung traten ans Rednerpult, dann Karl Hueber, der von den außerordentlichen Erwartungen sprach, mit denen man auf beiden Seiten zu der Kundgebung gekommen war, während die Spannung sich aufs höchste steigerte. Dann drehte er sich plötzlich um und rief in den Hintergrund des Saales: „Nimm komme, Freund, und sprich du selbst!“

Das war ein Ereignis! Nervös sprang ein französischer Polizeikommissar, der dem Gesetze gemäß der Kundgebung beizuwohnen hatte, auf und fuchtelte mit dem Haftbefehl der Luft herum, während Roos ruhigen Schrittes auf das Rednerpult zuging. Von allen Seiten stürzten Geheimpolizisten herbei, zwanzig Hände streckten sich nach Roos aus. „Nimm müssen sie ihn haben! Aber sie fassen

nicht. Die Anhänger bilden einen dichten Wall um ihn herum und Roos kann unangefochten sprechen.

Fünf Minuten, zehn Minuten! Er spricht immer weiter. Warum er zurückgekommen sei, wie er jetzt den Prozeß neu aufrollen werde! Daß er nicht ruhen und rasten werde, bis das Schmachurteil aufgehoben sei. Nun spricht er schon zwanzig Minuten. Immer wieder rast der Beifall durch den Saal. Straßburg hat noch nie so etwas erlebt. Am nächsten Morgen um 9 Uhr stellte er sich, wie er es versprochen hatte, dem französischen Staatsanwalt.

Poincaré ließ ihn zuerst nach Kolmar, dann aber, als er sich davon überzeugt hatte, daß ein zweiter Prozeß im Elsaß unmöglich geworden war, nach Besançon überführen. Roos wurde dort als politischer Häftling betrachtet, das heißt, er konnte Besuche empfangen. Ich wurde in seine Zelle geführt, als der Prozeß bereits begonnen hatte. Zwischen zwei Verhandlungen sprachen wir über seine Lage. Er hatte durchaus nicht das Aussehen eines Angeklagten. Wie ein Kämpfer, der zu einer großen Entscheidung antritt, stand er da.

Tag um Tag verging im alten Parlamentsaal der Franche-Comté, wo der Prozeß stattfand. Ein Heer von Zeugen marschierte auf, die politische Polizei ließ ihre Minen springen und offenbarte, durch Roos und seine Verteidiger manchmal böß in die Enge getrieben, von ihren elsässerfeindlichen Absichten mehr als ihr lieb war. Und dann kam der große Tag. Roos wurde freigesprochen. Poincaré erlitt eine schwere Niederlage, die ihm, wie man aus parlamentarischen Kreisen nachher erfuhr, auch persönlich sehr naheging.

Roos war der große Mann des Elsaß und kehrte im Triumph nach Straßburg zurück.

\*

Roos war ein Politiker von wirklich großem Format. Er sah nur die großen Ziele. Für ihn bedeutete der Heimatrechtskampf, obwohl er die Notwendigkeit, Mandate zu erobern, nie bestritt, lediglich die Aufrechterhaltung eines erworbenen Zustandes, damit, wenn der Tag der Rückkehr zur großen deutschen Gemeinschaft komme, das Elsaß den inneren Anschluß sofort wieder finden möge. Vor Menschen, die nur ihrem kleinlichen Haß lebten, konnte er diese großen Ziele nicht enthüllen. aber in Freundeskreisen öffnete er gerne sein Herz, hauptsächlich auf Wanderungen und Reisen. Da trat einem der große, zeitlose Roos entgegen. Er war wirklich zeitlos in seiner ganzen Auffassung. Nur auf das Große kam es ihm an. Er wußte, daß Deutschland sich eines Tages wieder erheben würde und wußte, daß Frankreich nicht imstande war, das Elsaß zu halten. Das genügte ihm.

Das Thema Deutschland—Frankreich gab natürlich stets Anlaß zu längeren Erörterungen. Dabei konnte man von Roos, der kleine Dinge des täglichen Lebens oft vergaß, verblüffende Einzelkenntnisse, namentlich in der Geschichte hören. Sehr aufschlußreich war es auch, wenn er sich über die Psychologie der Völker äußerte. Von Frankreich hatte er eine eingehende Kenntnis, die gerade heute ihre Bedeutung haben könnte, und wenn er über das deutsche Volk und seine Geschichte sprach, fühlte man, wie es ihm geradezu wehtat, daß Deutschland vor Jahrhunderten uneinig gewesen war und deutsche Fürsten in kurzsichtiger Hausmachtspolitik wichtigstes Reichsgebiet im Westen preisgegeben hatten. Vom Nationalsozialismus erwartete er vor allem die endliche Zusammenschweißung des deutschen Volkes zu einer aktiven, politischen Einheit und die Erziehung des deutschen Menschen zu einem wirklichen nationalen Selbstbewußtsein.

\*

Das letztemal sah ich Karl Roos kurz nach meiner Einlieferung ins Gefängnis von Nancy. Ich kam von dem dürftigen „Spaziergang“ im mauerumschlossenen Hofe zurück, zu dem wir täglich geführt wurden. Meine Zelle lag nur ein paar Meter von der seinigen entfernt. Auch Roos wurde in seine Zelle zurückgeführt. Während sein Wärter aufschloß, stand er da in der Halle des düsteren Hauses, unbeweglich, starr. Er bemerkte mich nicht und schien durch die Wände hindurch in die Weite zu schauen. Nie ist mir das Zeitlose seines Wesens so klar zum Bewußtsein gekommen.

Als ich in meine Zelle zurückgekehrt war, verfolgte mich das soeben gesehene Bild. Ich fragte mich: Was werden sie mit ihm tun? — Ihn selbst sah ich nicht mehr. Aber Tag für Tag hörte ich, nachdem er verurteilt war, das Klirren der Ketten, die er an den Füßen schleppte. Dann kam der Tag der Hinrichtung. Sein Rechtsanwalt, der Pariser Dr. Berthon, der auch meine Verteidigung übernommen hatte, ließ mich ins Sprechzimmer rufen. Bleich und verstört empfing er mich mit den Worten: „Heute morgen haben sie Roos erschossen.“ Ich wollte wissen, wie er gestorben war. Der Rechtsanwalt erzählte mir den Hergang. Ohne die geringste Konzession an den Feind hatte er sein Leben für seine deutsche Überzeugung gegeben. Ich war keineswegs bedrückt, und die Kameraden haben mir nachher bestätigt, daß es ihnen genau so erging. Uns, die wir dasselbe Los zu erwarten hatten, überkam ein Gefühl wunderbarer Ruhe als wir wußten, wie groß unser Kamerad gestorben war.

# Wenn man rückwärts blickt

Von Staatsminister Dr. Otto Wacker ▲

Bei den ersten oberrheinischen Kulturtagen in Straßburg im Jahre 1940 würdigte Gauleiter Robert Wagner durch die Auszeichnung mit dem Gaukulturpreis das Lebenswerk des verstorbenen Staatsministers Dr. Wacker als die Tat eines Mannes, der sich um das Land Baden größte Verdienste erworben und auch der Stadt Straßburg und dem altehrwürdigen Kulturboden zwischen Rhein und Wasgenwald besonders herzlich verbunden gefühlt hat. Zu seinem 40. Geburtstag am 6. August 1939 sprach Dr. Wacker im Rundfunk die nachstehend zum ersten Male gedruckte Lebensrückschau, aus der ganz die Art und der Charakter dieses Kämpfers für den Oberrheingedanken spricht, und die daher Anspruch erheben darf, einem möglichst großen Kreis zugänglich gemacht zu werden.

Wenn wir an einem Lebensabschnitt, wie zum Beispiel im 40. Jahr, einen Augenblick rückwärts schauen, dann erkennen wir, daß

uns im Grunde genommen nicht vielerlei Aufgaben gestellt sind, sondern eben doch nur eine einzige grundsätzliche. Sie tritt oft deutlicher zutage oder ist oft verdeckt durch die Tagesarbeit, durch viele Einzelheiten, an denen das Auge, das Gefühl, die Erinnerung oder der Wille haften. Diese grundsätzliche Aufgabe ist an und für sich nicht leicht zu erkennen und mit einem oder fünf Worten zu bestimmen. Es ist vielmehr so. Man ist im Laufe des Lebens einfach gezwungen, bald aus Erkenntnis, bald aus unerklärlichem inneren Drang; bald aus Charakter, bald mehr aus bestimmter Zielstrebigkeit gewisse Dinge unbedingt zu tun, andere unbedingt zu lassen, oder gar zu bekämpfen. Sobald man sich ernsthaft und mit Gestaltungswillen in die Umwelt begeben muß man sich dauernd entscheiden. Aus der Summe dieser Entscheidungen entsteht dann das, was wir als schicksalige Linie hinterher glauben erkennen zu können. Im voraus wissen wir einfach nichts. Gewiß ist man bald hier und bald dort tätig, wechselt den Ort oder auch die Augenblicksaufgabe. Die Grundlinie wird aber von der schicksaligen Natur immer wieder scharf herausgemeißelt. Unsere eigenen Wünsche verhalten sich zu dieser schicksaligen Ent-

wicklung wie die Wünsche von Kindern gegenüber dem sichtbaren Leben. Als ich noch im Vorkriegsdeutschland als kleiner B-



Dr. Wacker im Schwarzwaldwinter  
Aufnahme: Privat

in meiner Vaterstadt Offenburg herumsprang wollte ich entweder Großherzog oder Lokomotivmotivheizer werden. Der Wunschtrieb, der das Kind veranlaßt, solche Berufe begehrenswert zu finden, ist zwar nicht zu erkennen und muß doch noch in beiden Berufen etwas ungemein Fesselndes entdeckt haben, das über alle sozialen Klüfte hinweg miteinander verknüpft ist. Irgendwann im Leben kommt dann ein Augenblick, sei es aus einer Aufspeicherung von Wünschen oder Gedanken heraus, sei es infolge charakterlicher Reaktion, in dem man sich grundsätzlich entscheidet. Diese Augenblicke sind die großen Weichen in der Lebenslinie. Ist der Zug in

der neuen Richtung gelenkt, dann saust es dort weiter, unrettbar, sofern der Brennstoff reicht. Die Art, wie man seine eigene Lebensweiche stellt, das ist dann wohl der Punkt, wo wir das Schicksal glauben sehen zu können. Jenes Schicksal, über das unsere Wille keine bewusste Gewalt hat. Wenn man dann einmal, wie ich das eben tue, rückwärts blickt, dann merkt man zunächst nur, daß alles ungeheuer schnell gegangen ist. Vor kurzem war man doch noch ein Lausbub, das war nicht lange her. Dann ging man eine Zeitlang ins Gymnasium, auch nicht lange her. Dann kam der Krieg, den man als Schüler

## D'Welt isch rund.

**H**inter Alamannie leit Burgund.  
**J**eder Stai/jeder Baum denkt zeuck  
**W**as nit bim Riich isch/bluetet as Wund  
**N**umme bi Dutschland waers e Schmuck  
**B**i de Walsche kunimts uff de Hund  
**S**iege's Vergesse hilft numme Deuck  
*Manne/Losse nit Luck!*

Mahnruf

von Dr. Otto Wacker

Aus »Frontgeist und Heimatseele«, Verlag »Der Alemanne«, Freiburg

noch auf der Karte verfolgte. Eines Tages wurde man Soldat aus der Unterprima heraus und ging nach Flandern — zu den andern, wie es damals so schön hieß. Als ich zwei Jahre Soldat gewesen und aus dem Krieg zurückkam, durfte ich noch nicht wählen, denn ich war noch nicht einmal 20 Jahre alt. Ich wurde Student, Werkstudent, Schmied, Erdarbeiter und dann stand eines Tages vor dem Elternhaus auf dem Gehweg ein französischer Reiter. Das war einer jener Augenblicke im Leben, die immer haftenbleiben. Es war in Offenburg am 4. Februar 1923 an einem Sonntagmorgen. Von diesem Augenblick an gehörte ich der Politik, gründete die Ortsgruppe Offenburg der NSDAP. und machte nebenher Examina. Ich begann, mich im Reden zu üben. Es wurde mir ermöglicht, eine größere Aufgabe zu lösen dadurch, daß Gauleiter Wagner mir die Schaffung einer nationalsozialistischen Tageszeitung übertrug und dann wurde aus einem Wochenblatt der „Führer“. Ich bin um diese Zeitung etwa 30mal vor Gericht gestanden und wurde auch 5mal verurteilt. Das war nicht ganz leicht und nicht einfach. Wenn einer Nerven hat, dann kostet das einiges davon. Nachher wurde ich Justizminister und konnte die Überleitung der badischen Justiz auf das Reich Adolf Hitlers vollziehen. Als Kultusminister wurde ich 2½ Jahre vertretungsweise mit der Führung des Amtes Wissenschaft im Reichserziehungsministerium beauftragt bei gleichzeitiger Wahrnehmung der

Tätigkeit als Kultusminister in Baden. Dieser doppelte Einsatz an zwei Orten, die zehn Stunden Bahnfahrt auseinanderliegen, hat mich zwar sehr belastet, aber auch viele neue Erfahrungen gebracht. Es war mir möglich, im Reichserziehungsministerium wenigstens auf dem Gebiete der Wissenschaft einige dringende und unaufschiebbar gewordene Probleme zu lösen, die durch einige Stichworte angedeutet seien: Reichsstudentenwerkgesetz, Emeritierungsgesetz, Gesetz über die reichseinheitliche Besoldung der Hochschullehrer, Sicherstellung des Hochschullehrernachwuchses, Öffnung außerordentlicher Wege als Zugang zur deutschen Hochschule, erste Maßnahmen zur Eingliederung der deutschen Hochschulen der Ostmark und des Protektorats Böhmen und Mähren in das Reich, Vorarbeiten zur Hochschulstadt Berlin, grundsätzliche Zielgebung für die Hochschulpolitik auf der ersten Großdeutschen Rektorenkonferenz im März 1939.

Wenn ich nun einen neuen Arbeitsabschnitt beginne, in welchem es mir vergönnt ist, in meiner engeren Heimat zu leben, dann ist es für mich um so beglückender, als dieser neue Abschnitt auch ein ausgesprochen oberrheinischer Arbeitsabschnitt sein wird.

Was man wirklich Wertvolles geleistet hat, ob es dauerhaft und nachhaltig, ob es ernst und recht war, ob es dem Vaterland und dem deutschen Volke nützte, das sollen die beurteilen, für die es getan wurde, die nach uns kommen.

# Vom Westwallbunker zur Friedenslandschaft

Von Herbert Duckstein, Baden-Baden

Die ersten Septembertage des Jahres 1939 führten uns in die badische Oberrheinebene. Wir wurden des schönen Landes und der sonnigen Herbstwochen nicht immer ganz froh. Ein Neues, Ungewohntes war über Nacht in unser Dasein getreten, und die Ungewißheit, was kommen würde, hielt uns in einem Zustand der Spannung. Den warmen Herbst löste ein kältestarrender Winter ab. Wir hörten den Kameraden aus Schwarzwald und Rheintal zu, wenn sie uns farbig ausmalten, wie hier in Friedenszeiten zur Faschachtszeit die Schuddige und Hänseles die niederziehenden und lähmenden Geister des Winters vertrieben, wie sie mit prall geblähten Schweinsblasen auf den Boden schlugen oder mit Peltschenhieben die Luft zerrissen.

Wir erlebten dann anschließend die wunderbare Verwandlung der Landschaft durch den Frühling. Im feinen Dunst der Frühlingstage stand der Schwarzwald wie eine graublau Gewitterwand vor uns; ihn hatte sich die Hauptstraße des deutschen Frühlings, an der Kirschen- und Pfirsichbäume im Blühen einander übertrumpfen wollten, zu ihrem zuverlässigen Begleiter bestimmt. Das Gebirge streckte schmale Blütenzungen in den Segen der Ebene aus. Da und dort gingen die Obstaine unversehens in Rebhänge über, in denen die Winzer Stufen angelegt und kunstvolle Staffeln gebaut hatten. Wenn wir auf

den sonnenwarmen Mauern der Winger ausruhten, ging der Blick über Erdbeerfeld und Himbeerpflanzungen hinweg.

Wir waren aber nicht gekommen, die Jahreszeiten in ihrem Wechsel, die Schönheit ihren Verwandlungen zu erleben. Wir schauten deshalb immer zugleich mit den Augen des Kriegsgottes, wie wir ihn uns dachte zum Schwarzwald auf, und wenn der Himmel einen Wetterwechsel verließ, schweifte der Blick zu den weichen Umrissen des Wasgates hinüber. Mit dem Kriegsgott in unserer Zeit hatten wir gut lächeln über seinen Urahn, der sich zu seiner Zeit in wehrhaften Burgen seine Residenzen geschaffen hatte. An den Hängen der beiden Gebirge links und rechts des Stroms konnten wir, die wir in unseren Verstecken am Rheinufer lagen, durch die Feldstecher ein paar von den einstigen Zwingfesten erkennen. Sie hatten Zeit um kriegerischem Überfall nicht standgehalten. Die meisten waren in Flammen aufgegangen und bis auf die Grundmauern niedergebrannt; andere hatten sich in einem unversehrt gebliebenen Bergfried ein Denkmal ihrer Kraft bewahrt. Der Urahn unseres Kriegsgottes hatte noch Ritterrüstung und blinkende Helm getragen, der Urenkel hatte genug einer Tarnkappe ohne Schmuck und Zierrat. Jener thronte auf der vermeintlichen Unnehmbarkeit einer befestigten Höhe, dies

## Schlageter *Von Hans Johst*

Wir sind der Schritt  
Der kommenden Zeit,  
Wir Jungen,  
Wer uns errang  
Hat Ewigkeit  
Errungen:  
Schlageter!

Er ging, er fiel!  
Sein Tod hat unserm Leben  
Pflicht, Dienst und Ziel  
Gegeben:  
Schlageter!

Wir stehen in seinem Zeichen  
Zu Pflicht und Dienst und Ziel  
Und schwören, stets zu gleichen  
Ihm, der für Deutschland fiel:  
Schlageter!